

Neuzeitliche und scholastische Erkenntnistheorie

Vielfach, auch bei katholischen Philosophen, ist die Meinung anzutreffen, die Erkenntnistheorie sei eine neue, von Kant erst geschaffene Wissenschaft. Die Scholastik des Mittelalters habe wohl eine geschlossene Metaphysik entwickelt, dagegen in unbefangener Arglosigkeit „frisch vom Kopfe weg gedacht“ (Hegel) und kurzerhand Metaphysik betrieben, ohne sich über die Natur und Leistungskraft der menschlichen Erkenntnis klar zu werden. Ihr Verfahren sei somit unkritisch, sie habe nicht gezeigt, ob und wie Metaphysik möglich sei, und entbehre daher der philosophisch gerechtfertigten Grundlage. In diesem Vorwurf steckt, wie in jeder Übertreibung, ein wahrer Kern. Gewiß haben die scholastischen Philosophen keine systematisch angeordnete Erkenntnistheorie geschrieben; aber sie haben die einschlägigen Fragen gesehen, und zwar in dem Maße, daß in den Werken des Fürsten der Scholastik, des hl. Thomas von Aquin, alle Probleme, die in der Erkenntnistheorie der Gegenwart gestellt werden, behandelt sind. Allerdings sind die Bausteine der Erkenntnistheorie in den Schriften des hl. Thomas recht oft zwischen metaphysischen und theologischen Fragen verstreut, doch alle sind echt und tragfähig und lassen sich zu einem einheitlichen System zusammenfügen.

Die Frage nach dem ersten, letztgültigen und unbedingt sichern Anfang der Philosophie ist sehr ernst und außerordentlich schwierig; Descartes gelobte zur Erlangung der Klarheit in diesem Punkte eine Wallfahrt zur Mutter Gottes von Loreto und erfüllte bei seinem Aufenthalte in Italien das einst gemachte Gelöbnis. Es ist auch wahr und trotz der oft gehörten gegenteiligen Behauptung ist es zu sagen: Keiner von den namhaften Philosophen, die im Gegensatz zur immerwährenden Philosophie stehen, kam zu seiner Lehre aus Freude am Zweifel oder aus einer skeptischen Geisteshaltung; bei einer solchen Einstel-

lung wäre sein Name wohl kaum in die Geschichte der Philosophie eingetragen und erst recht nicht darin aufbewahrt worden. Nein, sie alle, deren Ansichten auseinandergehen — und tausend philosophische Meinungen widersprechen einander —, stellten deshalb entgegengesetzte Lehren auf, weil sie auf Grund einer an dem Ausgangspunkte verschiedenen Überlegung einen Weg nahmen, mit dem die weitere Richtung der Lehre notwendig gegeben war. Aber daß so viele, denen die Resultate glorreicher Epochen ganz oder zum großen Teil unbekannt waren, aus sich selbst Anfang und Weg der Philosophie bestimmen wollten, darin liegt der Fehler. Das philosophische Nachdenken ist nämlich vor so viele und feine Unterscheidungen gestellt, daß die Kraft auch eines genialen Mannes allein nicht ausreicht, alle Momente zu beachten. Kein Mathematiker wird es unternehmen, unbekümmert um die seitherigen Resultate der mathematischen Arbeit oder um große Epochen der Vergangenheit, die Mathematik von neuem zu erfinden. Man würde es für Wahnsinn halten, seine Arbeit könnte nur Stückwerk bleiben. In der Philosophie geht es um ein noch größeres und schwierigeres Unternehmen. Und so ist die heute vielfach herrschende Meinung, daß jeder Philosoph ein neues System aufstellen soll, eine Forderung, die sich aus der Eigenart der philosophischen Wissenschaft gewiß nicht herleiten läßt und vielen zum Anlaß des Irrweges wird.

Nur in einer reichen Auswertung der Geisteskräfte der Vergangenheit und im lebendigen Zusammenhang mit der Problemlage der Gegenwart können in positiver durchgeführter Arbeit die Erkenntnisse gewonnen werden, die absolut sicher sind, der Philosophie als Fundament dienen und die Hauptlinien des Systems anzeigen. Das ist der Weg, auf dem die von mir veröffentlichten erkenntnistheoretischen Werke¹ bei

¹ Grundlegung der Erkenntnistheorie. (XII u. 292 S.) Frankfurt a. M. 1930, Carolus-Druckerei. — Kommentar zu Kants Kritik der

der Grundlegung der Philosophie mitarbeiten möchten. Die drei Schriften stehen im Dienste eines einheitlichen Planes. Die „Grundlegung der Erkenntnistheorie“ findet deren Ausgangspunkt in der Bestimmung und Begründung des Sinnes und der innern Verknüpfung der obersten Prinzipien des Seins und Denkens, vor allem der Prinzipien des Widerspruches, des Grundes und der Kausalität. Von diesem Standorte aus erfolgt dann die Untersuchung über die Natur der menschlichen Erkenntnis, ihr Zustandekommen und ihre Eigentümlichkeiten, über die Arten der intellektuellen Erkenntnis und ihr Verhältnis zur Erfahrungserkenntnis, den Begriff der Wahrheit und Gewißheit, endlich über den Gegenstand der Erkenntnis. Ein Anhang zeigt die Bedeutung der erreichten Ergebnisse für unsere Gotteserkenntnis. — Bei einer so aufgefaßten und durchgeführten Erkenntnistheorie hat der einzelne nur einen bescheidenen Teil der Mitwirkung, an ihrer Vollendung haben vielmehr Jahrhunderte, ja Jahrtausende gearbeitet, und zwar in einem Zusammenwirken, das nicht durch nationale Schranken eingengt war.

Der „Kommentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft“ entwickelt von den Hauptabschnitten der Kantischen Kritik (Vorreden, Einleitung, Ästhetik, transzendente Analytik der Begriffe, Paralogismen, Antinomien, Gottesbeweise) mit Herausarbeitung der Disposition ganz ins einzelne gehend den Gedankengang Kants und bietet dazu eine ebenso im einzelnen, Satz um Satz, Abschnitt um Abschnitt durchgeführte, rein sachliche Stellungnahme, die von neutralem Standorte aus prüft, ob Kant seine Sätze begründet. Aus der Gegenüberstellung zur scholastischen Erkenntnistheorie ergibt sich als Resultat: Kants Lösung ist weder begründet noch in sich haltbar, keines der Probleme, die er in seiner Kritik behandelt, war neu, ganz besonders nicht die von ihm so stark hervor-

gehobene Kernfrage der Vernunftkritik: „Wie sind synthetische Urteile a priori möglich?“ d. i. wie finde ich zu einem Subjekt ein Prädikat, das diesem mit absoluter Notwendigkeit zukommt und mir eine neue Erkenntnis des Subjekts gibt? Gewiß waren diese Fragen in der Epoche, die Kant unmittelbar vorausging, nicht ausreichend geprüft, aber in der Kant unbekannten scholastischen Philosophie des Mittelalters waren sie in sehr kritischer Weise behandelt worden.

Hegels Philosophie hat in unsern Tagen aufs neue eine internationale Bedeutung erlangt. Seine „Phänomenologie des Geistes“ gibt in ihrer schweren Sprache, dem vielverschlungenen Gedankengang und den zahlreichen Problemen, die sie angreift, sehr viele Rätsel auf. Mein Kommentar arbeitet von den grundlegenden Abschnitten der „Phänomenologie des Geistes“, denen Hegel die Aufschrift „Bewußtsein“ und „Selbstbewußtsein“ gegeben hat, Satz um Satz die Gedanken Hegels heraus und nimmt zu ihnen kritisch Stellung. Der Kommentar führt ebenfalls zu dem Resultate: Hegels Lehre ist unbegründet und in sich unhaltbar. Nur wenige Grundgedanken beherrschen die „Phänomenologie des Geistes“ (und überhaupt die Hegelsche Philosophie), doch sind diese mit ungewöhnlicher Einseitigkeit und Folgerichtigkeit durchgeführt. Keine von den Fragen, die Hegel angreift, war neu, vielmehr waren alle längst vor Hegel in der von ihm ganz dürftig, wohl nur aus zweifeln Quellen gekannten scholastischen Philosophie gestellt und gelöst. — In der Tat ließen sich sowohl zu Kants Kritik der reinen Vernunft wie zu Hegels Phänomenologie des Geistes (und seinen andern Werken über systematische Philosophie) die kritischen Kommentare ganz mit den Worten des hl. Thomas schreiben, und zwar so, daß auf der einen Spalte der Text Kants bzw. Hegels und auf der andern die betreffenden Stellen aus den Werken des hl. Thomas zu stehen kämen.

reinen Vernunft. Eine kritische Einführung in Kants Erkenntnistheorie. (XVI u. 294 S.) Ebd. — Kommentar zu den grundlegenden Abschnitten von Hegels Phänomenologie des Geistes. (96 S.) Regensburg 1931, Habbel.

Man hat gesagt, die Philosophie der Neuzeit und der Gegenwart sei ein ungeordneter Haufen von Lehrmeinungen. Gewiß, bei der ersten Betrachtung bietet

sie diesen Anblick; sieht man aber näher zu, so treten bestimmte Grundlinien hervor, die auf eine geringe Anzahl von Schnittpunkten zurückführen, und diese stehen ihrerseits in einem engen Zusammenhang, so daß die Auffassung in einem Punkte notwendig andere nach sich zieht. Diese Grundlinien aufweisen, sie bis zu ihrem Ausgangspunkte zurückverfolgen und da zu einer eindeutigen, durch die Sache geforderten Entscheidung kommen: das wollen die drei vorliegenden Werke.

Caspar Nink S. J.

Stirbt das deutsche Volkslied?

Zwei Ansichten über das Volkslied im allgemeinen, über das deutsche Lied im besondern stehen sich schon seit mindestens 150 Jahren scheinbar unverföhlich gegenüber: die eine verkündet den nahe bevorstehenden Untergang, die andere betont die unverwüßliche Lebenskraft dieser Gattung. Wer hat nun recht? Die Vertreter der ersteren Auffassung können sich auf eine große Anzahl von erstklassigen Autoritäten auf dem Gebiete der folkloristischen Forschung berufen, die den unaufhaltsam fortschreitenden Niedergang des gesunden Volksliedes mit großem Bedauern feststellen und sein baldiges Erlöschen mehr oder weniger bestimmt voraussagen. Sie dürfen für ihre Ansicht sogar Herder, den jungen Goethe und die alten Romantiker zitieren, die schon im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Klage über das Verschwinden des von ihnen so hochgeschätzten Volksliedes anstimmten. Was die Gegenwart betrifft, so läßt sich gewiß nicht leugnen, daß dem Volkslied eine Menge von Feinden erstanden sind, die neuestens Alfred Göge in seiner knappen Studie: *Das deutsche Volkslied* (Leipzig 1929) im einzelnen aufzählt: „Die Großstadt mit Fabrik, Operette und Zingeltangel, die Schriftsprache mit Schule, Volksbücherei und Gesangverein, das Dorfwirtshaus mit städtischem Ehrgeiz, Grammophon mit sanglosem Rundtanz, nicht zuletzt die Polizei. . . Über diese Einzelgegner hinaus bleibt aber die weit-aus gefährlichste Feindin die gemeinsame Stimmung der Neuzeit: die Not des Le-

bens und die atemlose Arbeit fern von der Natur und den frischen Quellen aller Dichtung“ (S. 126).

Aber Göge, der die Berechtigung jener Klagen innerhalb gewisser Grenzen nicht verkennet, ist doch der festen Zuversicht, daß die düstern Prophezeiungen sich nicht erfüllen werden. Schon die einfache Tatsache, daß trotz aller seit anderthalb Jahrhunderten geäußerten Befürchtungen und schwarzen Ankündigungen das Volkslied heute noch lebt, läßt ihn hoffnungsvoll in die Zukunft schauen. Während z. B. der junge Goethe im Jahre 1771 mit Mühe noch etwa ein Duzend alte Volkslieder im Elsaß von ganz alten Leuten erfuhr und sammelte, hat reichlich ein Jahrhundert später der Folklorist Curt Mündel 256 elsässische Lieder veröffentlicht und gleichzeitig diese Zusammenstellung nur als eine enge Lese von sehr viel größeren bereits veröffentlichten Sammlungen bezeichnet (Straßburg 1884). Ein recht interessantes Faktum, wozu Göge nicht ohne Humor bemerkt: „Nun können doch auch die ältesten Mütterchen nicht ewig leben, und Mündels Gewährsleute waren noch gar nicht geboren zur Zeit, da die Goethischen starben. Auch die Gattung der vielberufenen alten Weiber wächst stetig aus jüngeren Geschlechtern nach, und ganz reißt der Faden der Überlieferung nicht so leicht ab, auch nicht in unserer Zeit, die so gern schnellebzig genannt wird und dabei doch genau so schnell und genau so langsam lebt wie jedes Geschlecht vorher oder nachher“ (S. 115 f.).

Daß die Ansicht vom Untergang des Volksliedes so viele Anhänger finden konnte, kommt, wie Göge wohl zutreffend betont, zum Teil von der Unsicherheit über den Begriff des Volkslieds. „Der eine meinte unter Volkslied das Einzellied: das sah er untergehen und sprach das aus. Der andere, der solche Äußerungen aufnahm, verstand unter Volkslied die Gattung, die aus der Summe der Einzellieder sich ergebende Gesamtheit, und gelangte damit notwendig zu seinem Irrtum.“

Niemand dürfte bestreiten, daß sich das Volkslied wandelt, wie sich die Mentalität